

Nr. 207. Bromberg, den 9. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(9. Fortsetzung.)

Minna Korn drehte ihren Mann kurz auf dem Absatz herum. — „Laß den. Der ist nit wert, daß du dich mit ihm begibst. Was ich von ihm denke, hat er gehört. — Guck in den Spiegel. So siehst du aus. Und nun wunder dich nit, wenn einer über dich lacht. Zum Sterben ist's nit."

Der Bauer stand abermals vor dem Spiegel und das verschwollene Gesicht sah so komisch aus, daß sein Träger selber nicht wußte, sollte er lachen oder fluchen. Er hielt es mit keinem, knurrte, warf sich in die Sofaecke und stützte den Kopf in die Hand.

Sein Weib setzte sich kopfschüttelnd neben ihn. „Was hast du bloß mit den Bienen gemacht, Vater? Du kannst dich doch sonst dazwischen legen und tut dir keine was."

„Was werde ich gemacht haben? Ist eben alles heut verrückt, und weg kommen sie, die Viecher."

Dann langte er nach der Pfeife, brannte sie an und qualmte in dicken Wolken.

Es war eine Weile still, und eine dicke Brummfliege taumelte zornig gegen Decke und Wände. Lastende Schwüle lagerte über der Stube.

Der Hohlofenbauer horchte auf. „War das nit eben gedonnert?"

„Es donnert schon eine ganze Weile."

„Ist Rudolf wieder heim?"

„Er ist ja kaum fort."

„So. Hältst ihm die Stange. Ich weiß schon."

„Nit mehr wie recht ist. — Ihr Männer! Bindet euch andermal Schürzen um, wenn ihr ins Wirtshaus geht. Uns Weibern passieren solche Dummheiten nit. Hast einen schönen Streich gemacht."

Der Bauer paffte jetzt, daß er in Wolken gehüllt war. Aus dem Gewoge kam es dumpf und knurrend: „Laß mich nit auslachen."

„Das ist der Popanz, auf den du aus bist wie ein junges Mädel auf den Tanz. Mach's danach, und es lacht dich niemand aus."

Und ernster und herzlich: „Vater, ich weiß genug vom Ender, um mir die Sache zusammenreimen zu können. Nun tu mir den Gefallen und erzähle, wie's richtig war. Dann brauch ich nit andere Leute drum zu fragen, und wir können sehen, wie wir weiterkommen; denn aus der Welt muß die Sache. Ich kenne meinen Hohlöfner gut genug, weiß, wie lieb dir das Mariele ist und daß die gute Hälfte vorhin Getue war."

Wieder kämpfte die Bäuerin sich schrittweise vorwärts. Heinrich Korn wand sich, wie vorhin der Ender. Er war seiner Frau nicht gewachsen. Gab er sich jetzt wahr, so daß ein ehrlicher Schmerz in seiner Stimme klang, so polterte er nachher in gemachtem Zorn. Eigensinnig aber beharrte er darauf: „Ich geb nit nach, und ich laß mich nit auslachen."

„Nur will ich auf Ehr und Seligkeit wissen, ob du etwas gegen das Mariele hast," verbiß sich sein Weib.

„Was soll ich gegen das Mädel haben? Hab immer meinen Spaß mit ihr gemacht."

„Gut. Dann ist's also das Geld. Woher soll sie das nehmen?"

„Kann mir egal sein. Ich geb's ihr nit."

„Gib's mir. Dann will ich's ihr geben."

„Untersteh dich!"

„Daß ich von den beiden armen Weibsleuten lasse, das wirst du nit verlangen, und ich tu's auch nit. — Mann! Mann! Gib nach, sag dieses einzige Mal nur: Ich hab mich überrumpeln lassen."

„Du willst mich kennen und verlangst, daß ich hier nachgebe? Nit einen Schritt! Das Mädel bringt die fünftausend Taler und dann . . ." Er brach ab und zuckte die Achseln, „oder — es wird nix daraus."

„Und Rudolf?"

„Soll er tun, was er nit lassen kann."

„Und wenn er fort geht?"

„Mache ich ihm noch die Türe auf."

„Das ist nit dein Ernst."

„Mein heiliger."

Da ging die Bäuerin langsam auf ihren Fensterplatz. Wieder nach einem Weilchen stand der Bauer auf, sich einen Krug Wasser zu holen.

In der Küche trat ihm die Kleinmagd entgegen, die eben ausgehen wollte.

Sie schlug lachend die Hände zusammen: „Jesses, Bauer, wie seht Ihr denn aus?"

„Noch lange nit so dämlich wie du." Er nahm sie am Arme und schob das kichernde Ding hinaus.

Als er in die Stube zurückkehrte, setzte draußen urplötzlich der Regen ein, als wenn Mulden vom Himmel herab ausgeschüttet würden.

*

Marie Berteles saß harrend am Fenster. Das Herz schlug ihr bis zum Halse. Die zaghafte, kleinmütige Mutter machte es ihr nicht leicht. Alle Bedenken und Einwände, die das Mädel selber wußte, unterstrich sie mit einem: „Du wirst sehen, daß ich recht habe. Wo kann das sein, daß du armes Mädel auf den großen Hof kommst, wo der Rudolf noch dazu der Einzige ist!"

„Mutter", bat die Tochter gequält, „mach mir's nit noch schwerer, als es schon ist. Was kann ich dafür, daß wir uns gern haben?"

Sie sah zum Fenster hinaus, blickte zum Himmel empor, in dem sich die Wolken türmten, lief rasch noch einmal in den Garten und brach ein paar Fliederdolden, kehrte zurück und wartete. Und die Uhr schlug, der und jener ging draußen vorüber, der Wind machte sich auf, und die Baumkronen rauschten; den sie erwartete, der kam nicht. Sie schlang die Hände ineinander, wickelte sich nach ihrer Gewohnheit die Zöpfe um die Handgelenke, zerdrückte eine Träne im Augenwinkel.

Es war also doch anders gegangen, als Rudolf erwartet, anders, als sie im Stillen gehofft. O weh! Und Rudolf hatte sich das so schön gedacht: Der Vater, lachend und ge-

wichtig, als Freiwerber, dann er selber, zuletzt die Mutter, darüber Sonne und Sommerglück. O weh, nun kam eine harte Zeit.

Die Uhr tickte. Zimmermann Witter, der am Fenster vorüberging, wies nach dem Walde: „Es kommt aus dem Schlachthaken her. Wir müssen uns auf was gefaßt machen."

Da — kam Rudolf die Straße herab, allein, schon im Gehen verratend, daß er tief erregt war. Und sein Gesicht, als er näher kam! Blutleer, ernst, hart. Das Mariele wagte nicht, von der Bank aufzustehen.

„Tag!" Rudolf reichte Mutter Berteles die Hand. „Berteles Mutter, Ihr wißt, wie es um uns beide steht. Wir wollen nun zum Heiraten tun, und ich will Euch fragen, ob Ihr etwas dagegen habt. Bin ich Euch recht?"

Alles kurz und knapp und hart.

Und die Mutter weinerlich: „Ach Gott, Rudolf, ob du mir recht bist! Ich wüßte keinen, dem ich das Mariele lieber gäbe, aber ich weiß halt nit, ob sie deinen Leuten recht ist."

„Darüber reden wir nachher." Er trat auf das Mariele zu, zog sie von der Bank empor, nahm sie in die Arme: „Ich laß nit von dir!"

Sie barg sich wie ein verängstigter Vogel an seiner Brust.

„Der Vater will's nit?" fragte sie leise.

Rudolf streichelte ihr das Gesicht. „Nit so ängstlich sein. — Ob er will?" Er zuckte die Schultern. „Vorläufig tut er so als ob er nit wollte, aber ich glaube nit, daß das seine richtige Art ist. Ich habe ihm gesagt, der da so wild täte wie ein Stier, das wär nit der Hohlöfner."

„Rudolf, um Gotteswillen, du hast doch nit zuviel gesagt?"

„Ich denk nit. Würde auch jetzt kein Wort anders sagen."

Mutter Berteles saß weinend hinter dem Tische. „Ich hab's gesagt, ich hab's doch gesagt."

„Was hat er gegen mich?" fragte das Mariele.

„Bring fünftausend Taler mit."

Die Mutter schlug die Hände zusammen, das Mariele hätte Rudolf nicht überraschter ansehen können, wenn er ihr erzählt, am Fliederstrauch im Berteles Garten seien Trauben gereift.

„Fünf — tau — send Taler!" Mutter und Tochter riefen es aus einem Munde. Während aber die Mutter bestätigend nickte und murmelte: „Ja, die reichen Leute!" schwieg die Tochter in Weh darüber, daß das Bild des lieben, fröhlichen Mannes so häßlich verzerrt ward. Er war — wie die anderen, und sie hatte ihn hoch über die anderen gestellt.

Und eine Stunde später lebte doch wieder etwas wie Zuversicht in ihr. Rudolf glaubte nicht, daß der Vater unerschütterlich bei seiner Forderung bleiben werde. Darin ging das Mariele gern mit ihm. Zaghaft aber nur folgte sie ihm, als er allen Ernstes erklärte. „Und gibt er doch nit nach, dann, Mariele, schaffe ich uns ein ander Unterkommen. Es geht nit so rasch mit dem Heiraten, aber es geht."

„Nit, nit", schrie die Bertelessin auf. „Nit gegen den Vater! Ist kein Segen dabei!"

„Soll ein Segen dabei sein, wenn ein Vater seinen Einzigen zeitlebens unglücklich machen will?" trotzte Rudolf.

„Ach Gott, ich hab's doch gesagt!" jammerte die Bertelessin. „Hätt ich's nur nit zugegeben, als noch Zeit war." Sie ging hinaus, diese und jene kleine Hantierung in der Wirtschaft zu verrichten; denn wenn die Hände arbeiteten, ward es dem Herzen leichter. Die jungen Leute aber saßen und planten und wachten erst auf aus düsteren Zukunftsträumen, als ein Wetterschlag das Haus erzittern machte.

Ja, das Wetter kam vom Schlachthaken her, dem Waldtale, das an dem großen Bogen des Flusses lag, in den der Schönbach mündete. Ein kurzer, wilder Regen rauschte, dann mit einem Male dumpfe, unheimliche Stille. In die Stille hinein ein rasender Blitz, dem unmittelbar prasselnder Donner folgte. Die Bertelessin kam schreiend in die Stube gerannt. „Es hat eingeschlagen!"

An ihr vorüber stürmte Rudolf die Treppe hinauf, keine Flammenzunge, kein Schwefeldampf. Er kam zurück. „Alles in Ordnung."

„Dann ist's nit weit gewesen", beharrte die Bertelessin. „Horcht auf, wenn sie das Feuerhorn blasen."

Es hallte kein Feuerhorn. Wieder ward eine dumpfe Stille. Darauf kam von fern her ein Rauschen. Es knirschte wie der Ton einer unheimlichen Säge. Dann, langsam beginnend und sich jäh steigernd, das Prasseln des Hagels.

Mutter Berteles hatte die Hände gefaltet und stammelte mit zuckenden Lippen: „Mariele, Mariele! Was haben wir dem lieben Gott zuleide getan? Es — ha — gelt!"

Schwere Hagelkörner sausten nieder und sprangen hoch auf, der Berteles Hof war weiß, als hätte es geschneit. Urplötzlich, wie der Hagel eingesetzt, brach er ab und ging in einen wilden Regen über, durch den die Blitze zischten und die Donner grollten.

Der Schönbach ward im Handumdrehen zum wildrauschenden Wasser, das sich am Zaune des Berteles Gartens staute, weil ihm eine niedergebrochene Esche den Weg verlegte und in ihren Armen das Holzzeug aufhielt, das der Bach mitbrachte. Die Esche konnte nicht liegenbleiben. Das Wasser hätte den ganzen Berteles Garten überschwemmt.

Rudolf Korn und das Mariele warfen sich alte Jacken über; der Bursche ließ sich Beil und Säge geben. Im strömenden Regen arbeitete er, und das Mädchen ging ihm zur Hand. Sausend grub sich das Beil in Äste und Krone der Esche. Die fuhren das Wasser hinab. Der Stamm war kahl, aber er hielt noch immer viel zu viel auf. Wieder flogen die Späne. Noch ein Hieb. Jäh führten die Wellen die beiden Stücke des Eschenstammes mit fort, so jäh, daß deren eines Rudolf Korn gegen die Füße schlug, daß er stürzte, daß ihn die Wellen hineinrissen in den wilden Bach.

Das Mariele schrie auf, rannte hinab am Bache. Rudolf klammerte sich an einen Weidenast. Sie reichte ihm die Hand, triefend stand er neben ihr. Da umschlang sie ihn und vermochte nichts zu sagen als: „Nit auseinander, nit, nit!"

Rudolf Korn ging kurz danach hinter dem Dorfe weg heim, begegnete niemand im Hause, zog sich in seiner Kammer um und ging an die Arbeit im Stalle.

Alle Felder nach der Bücherseite, die gegen den Schlachthaken zu lagen, waren schwer vom Hagel getroffen worden. Der Hohlöfner aber hatte seine Felder auf der anderen Seite gegen Dornweg und Nußbühl hin. Die Hagelgrenze war wie mit dem Messer gezogen und führte unmittelbar hinter den Häusern der linken Dorfseite weg. Hier hatten kaum die Gärten Schaden gelitten.

Der Abend kam, ein leuchtender, frischer Sommerabend. Vom Walde her duftete das junge Grün der Birken, Lerchen stiegen zum Himmel hinauf und sangen ihre Lieder.

An den Bücherfeldern aber standen verstörte Menschen. Wer versichert hatte, und das hatten die meisten getan, überrechnete, wie groß sein Schaden trotzdem noch sein werde. Wer die Ausgabe gescheut oder sie nicht hatte wagen können, wußte, daß er auf lange hinaus geschlagen war.

Zu den am schwersten Betroffenen gehörten Pauline Berteles und Fritz Ender, von denen die eine nicht versichert hatte, weil ihr der Betrag zu hoch war, der andere weil er klüger war als andere Leute. Mit verbissenem Gesicht stand der Enderbauer vor seinem verhagelten Acker und grollte: „Wer nit hochkommen soll, der kommt einmal nit hoch." Kantor Ritter und Lehrer Siebert kamen daher. Zwischen ihnen ging die Hohlöfnerin. Ritter sprach dem Ender sein Bedauern aus. Er kam übel an. „Nix glaube ich mehr", keifte der Ender. „Hab dem Herrgott nix getan, habe ihn in Ruhe gelassen. Warum muß er mir das antun!" Der verbitterte Mann lief davon, kam an das Feld der Berteles, und die Alte lief ihm entgegen, Mitgefühl suchend. „Ender, was soll nun bloß werden!"

„Was werden soll?" Der Bauer sah sie giftig an. „Nun wird das halt länger dauern mit den fünftausend Talern."

Das hatte die Hohlöfnerin gehört und, was sie sonst kaum getan, das tat sie nun. Sie nahm Pauline Berteles in die Arme: „Nit jammern. Solange wir satt werden, sollt ihr auch nit Hunger leiden. Und das sag ich", zum Ender gewandt, „die Heimtücker sollen ihre Freude nit haben. Komm, Mariele, morgen sieht das nit mehr so schlimm aus."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schwedenfahrt.

Tagebuchblätter einer Sommerreise
von M. H.

Von Danzig nach Stockholm.

Nach Schweden führen, ebenso wie nach Rom, viele Wege. Einer davon geht über die Einladung eines nie gesehenen Freundes, mit dem man früher einmal Briefe gewechselt hat. Nach einer Pause von sieben Jahren flattert dann ein Schreiben herüber, aus dem der Wunsch hervorgeht, den Freund einmal persönlich kennen zu lernen. Beste Gelegenheit dazu: Kleiner Ferienbesuch in Schweden. Ungewöhnlich die ganze Angelegenheit, wie ein kleines Wunder fast. Aber herrlich, zumal ein sehnsüchtiger Wunsch seine Erfüllung erlebt.

Doch nach Schweden führen — um beim eigentlichen Sinne des Sprichwortes zu bleiben — eine ganze Reihe von Wegen. Einen benutzt die Eisenbahn über Saßnitz — Trälleborg, der zweite führt von Stettin durch die Luft nach Kalmar, einen dritten benutzen die Schiffe auf der Ostsee. Wenn man mit der Bahn fahren will, braucht man nicht nach Schweden zu reisen, denkt man, ohne zu ahnen, daß die Bahnfahrt dort eine etwas angenehmere Angelegenheit als bei uns ist. Aber der Bahn fehlt, ebenso wie dem Flugzeug, der Reiz der Neuheit und der Nimbus des Romantischen. Der umschwebt fast allein noch die Schiffahrt.

Besonders wenn man einen schwedischen Dampfer erkoren hat, der den Namen „Rurik" führt und nur 350 Tonnen hat. Mancher Oderkahn hat seine 500! Doch das ahnt man alles nicht, wenn man in dem hastenden Durcheinander einer Danziger Reederei steht, um seine Schiffskarte zu erhalten, dazu das Datum des Abganges des Dampfers zu erfahren.

Den Abgang eines Frachtdampfers genau bestimmen, kann man erst eine halbe Stunde vorher. Und unser „Rurik" ist ein solcher Frachtdampfer, der 12 Passagiere mitnehmen kann. Man hat sich sagen lassen, daß das Reisen auf diesen Frachtkähnen bedeutend angenehmer sei, als auf großen Passagierdampfern. „Rurik" hat die Behauptung bestätigt. Sein erster Eindruck war allerdings wenig vertrauenerweckend. Als man endlich, nach dreimal verschobenem Abgangstermin, mit dem Auto zum Danziger Hafen hinausfährt, beginnt ein großes Rätselraten. Das Auto rollt langsam am Ufer entlang, an den vielen Dampfern vorbei. Dort ist so ein schöner, weißer — der wird es sein. Nein, jener große da! Auch nicht, aber der — wieder falsch geraten.

Und beinahe wären wir an ihm vorbeigefahren, dieweil er sich hinter einigen Güterwagen versteckte. Und als man seine Koffer untergebracht und schnell einen Rundgang vorgenommen hat, da sinkt alle Abenteuerlust ganz bedenklich in die Nähe des Nullpunktes. Man überlegt, ob es ratsam war, sich für über 40 Stunden diesen wenigen Quadratmetern Schiffsplanke ausgeliefert zu haben.

Es war ratsam. Denn ein gütiges Schicksal hatte uns herrliches Wetter, einen prächtigen Kapitän, eine ausgezeichnete Köchin (jawohl, die muß gleich nach dem Kapitän genannt werden) und eine nette Reisegesellschaft beschieden.

13 Mann Besatzung und 10 Passagiere.

Der „Rurik" hat 13 Mann Besatzung. Eine Unglückszahl? Die Seeleute lächeln. Es kommt immer auf die Kerle und nie auf die Zahl an. Und wenn die Leute so sind wie ihr Kapitän, dann können wir beruhigt fahren.

Der Kapitän ist ein netter alter Herr, der diesmal seine Frau auf der Reise mit hat und mit ihr in Kürze seine silberne Hochzeit feiern wird. Wenn er auf der Brücke steht, macht er ein ganz ernstes Gesicht und spricht nur wenig. Aber wenn er am langen Tisch sitzt, blitzen die Augen verschmitzt, man weiß nicht, ob angesichts der Menschen, die die Tafel umgeben, oder der herrlichen Dinge, die darauf stehen. Sicherlich sind die Leckerbissen daran schuld! Dann gibt er Anekdoten zum Besten, daß die Augen seiner Passagiere glänzen. Mit den Damen tanzt er nach dem Kaffee auf dem Sonnendeck beim Klange eines Koffergrammophons, mit den Herren sitzt er fröhlich plaudernd bis in die helle Nordnacht. Wenn die dann ihrer Bettstatt zuwanken, als hätten wir Windstärke 9, geht er aufrecht, um sicher einen Rundgang durch das Schiff zu machen. Ein alter Schwede.

Der erste Mitreisende, den wir kennenlernen, ist eine schwedische Rarität: ein riesiger Mann mit Bauch. Von Beruf Autohändler. Aus einem Gesicht, das auf gutes Essen schließen läßt, lachen ein Paar herrlich blaue Augen und ein wundervolles Gebiß. Mit den Worten: „Auch Passagiere?" stellt er sich vor. Leider erwies sich, daß das die einzigen deutschen Worte waren, die er sprach. Trotzdem konnte er das ganze Schiff unterhalten, wenn er z. B. das Vorderschiff zum Sonnenbad machte, sich auf dem Heck des Dampfers von einigen Matrosen eine Dusche Meerwasser verabreichen ließ, Aufnahmen machte, oder ein Tänzchen arrangierte.

Die hübsche blonde Dame neben dem Riesen war seine Gattin. Beide wirkten wie ein Paar, von dem man annehmen konnte, es befinde sich auf der Hochzeitsreise. Doch weit gefehlt! In Danzig hat die Dame tränenreichen Abschied von ihrem schlanken 17jährigen Sohn genommen, der in der alten Hansestadt bleiben soll, um die deutsche Sprache zu erlernen.

Ferner ist ein weiteres schwedisches Ehepaar an Bord gekommen, das ein kleines Mädchen von zwei Jahren bei sich hat. Die kleine May ist quietschvergnügt und wird von ihrem Papa, der als Vertreter einer schwedischen Holzfirma in Polen tätig war, an einem langen Lederriemen, der dem Kinde um den Leib gelegt ist, herumgeführt. Diese Seereise ist nämlich für sie nichts Neues mehr; als May etwa 3/4 Jahr alt war, machte sie die gleiche Fahrt bereits bei Dezemberstürmen in umgekehrter Richtung!

Dann ist da eine junge Schwedin auf dem Deck, mittelgroß, schlank, mit lustigen Augen und ebensolcher Stupsnase. Und dazu brünett! Es sind also 1. nicht alle Schweden schlank, 2. nicht alle groß, 3. nicht alle Schwedinnen blond. Die junge Dame scheint etwa 17 oder 18 Jahre zu sein, wirkt aber ungewöhnlich selbständig, indem sie hier so mutterseelenallein durch die Welt reist. Und das Bild unserer netten Mitreisenden rundet sich sofort, da sie plaudernd von ihrem achtjährigen Töchterchen berichtet, das in Stockholm sitze. Das „junge Mädchen", für das wir die Dame hielten, ist eine geschiedene Frau.

Schließlich befindet sich noch eine Danziger Postbeamtin an Bord, die in fröhlicher Art den Kapitän ausfragt, bis der in seine Kajüte flüchtet, und dann noch ein junges Ehepaar.

Es geht los!

Endlich ist die Ladung beendet. Was so ein Riesenbauch eines kleinen Dampfers alles vertragen kann! Für die nächsten 40 Stunden hat er Knochenschrot und Eichenbohlen im Magen. Die Ladeluken werden geschlossen, Stahltrossen darübergespannt, die Zollbeamten verlassen das Schiff, der Lotse nimmt auf der Brücke Aufstellung, durch die Fußsohlen spürt man eine leichte Erschütterung: die Maschinen kommen in Gang, die Dampfsirene heult auf, es geht los.

Es geht los. Man möchte mit der Sirene mitheulen vor lauter Lust und Freude: Endlich ist der große Augenblick gekommen, auf den man seit Wochen wartete, endlich beginnt ein Wunsch Erfüllung zu werden. Hier dieses sanfte Stampfen der Maschinen zu unsern Füßen, das zur Seite weichende Ufer, der Gruß zurückbleibender Seeleute von anderen Dampfern, die Möwen, die uns begleiten, über allem eine prächtige Sonne und im Herzen die Freude auf Menschen, Städte und Landschaften, von denen man eigentlich nur Gutes gehört hat — das ist die rechte Form, in der ein Jugendtraum Gestalt annehmen soll.

Man möchte mitschreien — warum tut man es eigentlich nicht? Da steht man nun als „gebildeter Mitteleuropäer" hübsch manierlich an der Brüstung des Sonnendecks und gibt sich den Anschein, als wenn das alles gar nicht aufregend sei.

Ist es natürlich auch nicht. Es geht nämlich alles so selbstverständlich zu auf einem Dampfer: Gleich nach der Abfahrt wird das Deck gefegt, gespritzt, gescheuert, die Messingteile werden geputzt. Jeder Mann weiß, was er zu tun hat. Da kommen wir auch schon an der Westerplatte vorbei, dem polnischen Munitionshafen, der Danzig

soviel Ärger bereitet. Aber jetzt haben wir Urlaub, lassen die Westerplatte rechts liegen und, und — — —

Und jede Minute, jede Sekunde bringt uns Stockholm näher. Das ist das Erregende bei der Sache. Man möchte dem Kapitän um den Hals fallen, kommt aber schließlich nur dazu, der eigenen Frau einmal heimlich die Hand zu drücken. So fahren die Schweden nun in ihre Heimat zurück, denkt man enttäuscht, und wir andern alle in den Urlaub, still und gleichgültig. Gleichgültig? Wer weiß es? Wer kann in die Herzen sehen? Vielleicht schlagen sie alle schneller jetzt und im Rhythmus der Maschinen, die unser Schiff nach Nordosten treiben.

Der Leuchtturm auf dem Endpunkt der schmalen Steinmole bleibt rechts zurück, links zieht sich weit die Danziger Bucht. Die Küste ist von diesiger Luft verschleiert. Dort etwa muß Zoppot, dort Gdingen liegen.

Die See ist nur wenig bewegt. Ein Motorboot kommt längsseits, das die Lotsen der ausfahrenden Dampfer aufliest. Beide Schiffe fahren nebeneinander her, einige bange Minuten, der Lotse streckt von der Strickleiter ein Bein aus, ein Sprung, er ist drüben. Fast wie ein Film, nur keine Trickaufnahme. (Fortsetzung folgt.)

Der Schreck als Mörder.

Vor einiger Zeit wurde in Leominster im Staate Massachusetts ein junges Mädchen tot auf der Straße aufgefunden. Da man an der Toten keinerlei Anzeichen eines gewaltsamen Todes entdecken konnte und der Verdacht, sie sei durch Gift gestorben, auftrat, ließ die Polizei die Leiche obduzieren. Das Ergebnis war verblüffend. In den Eingeweiden der Toten war keine Spur irgend eines Giftes festzustellen; wohl aber zeigten die Lungen die gleichen Veränderungen, die man bei Erstickten feststellt. Es stand der Gedanke auf, das Mädchen sei mit einem Kissen erstickt worden. Es lag aber genau so, wie wenn es in einem Ohnmachtsanfall zusammengebrochen wäre. Einem Psychiater fiel beim Betrachten der Photos der Toten auf, daß die Gesichtszüge angstvoll verzerrt erschienen. Er folgerte nun, daß unmittelbar vor dem Eintritt des Todes das Mädchen eine starke seelische Erschütterung, einen Schreck erlitten habe. War dieser Schreck plötzlich und stark genug, um einen Krampf zu erzeugen, so war es möglich, daß er die alleinige Todesursache war, indem nämlich die Atmung aussetzte und das Mädchen erstickte. Diese Theorie war richtig. Als nämlich der Fall in der Presse von Leominster erörtert wurde, meldeten sich bei der Polizei zwei junge Frauen, die an dem gleichen Abend dieselbe Wegstrecke zurückgelegt hatten. Unterwegs sei ihnen ein Mann begegnet, der geradezu grotesk bekleidet wäre. Es handele sich um einen Sonderling, der in dieser Gegend wohne, nur spät abends ausgehe und vielen Einwohnern von Leominster unheimlich vorgekommen sei. Die eine dieser beiden Frauen habe sich stark erschrocken, als sie den Mann gesehen habe. Aber da ihre Freundin, schneller gefaßt, über die Erscheinung laut gelacht habe, sei der Bann gewichen. Der Sonderling bestritt anfangs jede Schuld, aber schließlich gab er zu, tatsächlich an dem Abend dem Mädchen begegnet zu sein. Es habe ihn entsetzt angestarrt und sei dann zusammengebrochen. Ihn selbst habe Angst befallen und er sei fortgelaufen. Juristisch bestand natürlich keine Möglichkeit, gegen den „Mörder" vorzugehen.

Solche Todesfälle sind nicht alltäglich, eine derartige Übersensibilität findet manselten. Immerhin aber gibt es den Schrecktod. So starb in Südengland eine Frau bei einer Blutübertragung. Sie hatte sich selbst dazu gemeldet, und war auch gesundheitlich vollkommen in der Lage, die verhältnismäßig geringe Schwächung auszuhalten. Als sie aber die Vorbereitungen zu der Prozedur sah, wurde sie ohnmächtig und war wenige Minuten später tot. Ein anderer Fall: In Belgien wurde ein Knabe tot in einem Keller aufgefunden. Man hatte ihn dort zur Strafe eingesperrt, und als man ihn nach etwa zwanzig Minuten wieder aus seinem Gefängnis herausholen wollte, war er vor Angst in der Dunkelheit gestorben.

Geradezu ein Musterbeispiel für den Schreck als Mörder ist der Tod der Counteß of Povis in London. Eines Tages kam der Chauffeur dieser bekannten Schönheit aufgeregt zur Polizei, die Counteß sitze tot im Auto. Da die Todesursache nicht ersichtlich war, nahm man vorläufig einmal den Chauffeur fest. Die Lösung: Der Chauffeur hatte, um die Counteß rechtzeitig zu einem Tee zu bringen, ein sehr scharfes Tempo angeschlagen. An einer Straßenkreuzung wäre es beinahe zu einem schweren Zusammenstoß mit einem anderen Wagen gekommen, wenn nicht die Geistesgegenwart des Chauffeurs ihn verhindert hätte. Der Kotflügel streifte jedoch eben das andere Auto. Bei der unvermeidlichen Erschütterung hörte der Chauffeur die Counteß laut aufstöhnen. Als er sich nach ihr umschaute, saß sie bleich in den Polstern — tot.

Es ist bekannt, daß man während des Krieges häufig Soldaten fand, die keinerlei Verletzungen, auch keine Gasvergiftungen erlitten hatten und doch auf irgend eine geheimnisvolle Art und Weise zu Tode gekommen waren. Hier mußte ebenfalls ein plötzlich auftretendes schreckhaftes Ereignis die Ursache gebildet haben. Nur fand man damals keine Zeit, sich eingehend um diese Dinge zu kümmern.

Die Plötzlichkeit ist keine Bedingung bei derartigen Vorkommnissen. In Philadelphia erhielt ein Angestellter eine Vorladung zum Gericht für den übernächsten Tag. Als er die Vorladung öffnete und las, wurde er bleich und verlor im Laufe von zwei Stunden die Sprache. Er hatte bisher nie etwas mit dem Gericht zu tun gehabt und war außerordentlich erregt. Alle Versuche, ihn zu beruhigen, versagten. Am Morgen des Tages, an dem er vor Gericht erscheinen sollte, fand man ihn tot in seinem Bett. Die Angst hatte ihn gemordet.

In diesem Zusammenhang soll noch ein Vorkommnis erzählt werden, das sich im Januar d. J. in Long Island abspielte. Ein Villenbesitzer fuhr mit seiner Gattin zu einer Gesellschaft. Daheim blieben nur das Hausmädchen und das neunjährige Töchterchen. In den letzten Wochen waren verschiedene Einbrüche in dieser Gegend vorgekommen. Das Hausmädchen ängstigte sich, als es hörte, allein zu Hause bleiben zu sollen. Jedoch beruhigte es sich, als der Hausherr ihm versprach, mehrmals im Laufe des Abends anzurufen. In der Zeit zwischen 9 und 11 Uhr abends vergaß er jedoch den telefonischen Anruf, und erhielt kurz nach 11 Uhr bei einem neuerlichen Versuch keine Antwort. Angstvoll eilte er nach Hause. Hinter der Eingangstüre lag auf dem Teppich das Dienstmädchen mit einem großen Küchenmesser in der Hand. Offenbar hatte das Mädchen Geräusche gehört und war aus Furcht vor einem eventuellen Überfall gestorben.

Tausende von Menschen, die robusten, ertragen den Schreck, ohne Schaden zu nehmen. Andere erleiden einen Nervenschock, aber die Ausnahmen, die überempfindlichen, sterben daran. Es ist der Schreck, der sie ermordet.



*** Tränen sind giftig.** Der englische Biologe Fleming ist zu der merkwürdigen Überzeugung gekommen, daß menschliche Tränen giftig seien. Nicht in dem Sinne allerdings, daß man Tränen sammeln kann, um einen glücklicheren Nebenbuhler zu vergiften. In Tränen befinden sich Mikroben, die krankheitserregend wirken können. Mr. Fleming erzählt, daß er Tränen über eine Bakterienkultur vergossen hat, und daß die Tränen eine sofort eintretende überraschende Wirkung hatten. Wie eine Giftgaswolke, die alles auf ihrem Wege vernichtet, zerstörten die Tränen das Leben der Bakterien. Das in den Tränen enthaltene Gift war so stark, daß es sogar bei einer 14 000 fachen Verdünnung auf die Bakterien abtötend wirkte. Es handelt sich um einen keimtötenden Stoff, der in jedem lebenden Gewebe vorkommt und den natürlichen Schutz gegen jede Infektion darstellt. Würde es gelingen, im Laboratorium diesen Schutzstoff auf künstlichem Wege herzustellen, so wäre die Menschheit im Besitz des langgesuchten, aber bisher immer noch nicht gefundenen Mittels, das die Krankheitskeime ersticken würde, ohne ein Gift für den Körper zu sein. Das ist das Resultat der langjährigen Untersuchungsarbeit des englischen Biologen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.